

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 4 (1900)
Heft: 19

Artikel: Die Barettlitochter [Fortsetzung]
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574507>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

flügel der Oberseite hinzieht; nach innen zu tritt das bei unserem Citronenfalter gleichmäßig vorherrschende Chromgelb hervor. Die Unterseite zeigt ein einheitliches lichtes Grün gelb, das ziemlich an die Färbung unseres in Kellern oder im Freien überwinternden Endivien-Salates erinnert. Nummerisch weit schwächer vertreten und bloß hier und da in die Züge eingestreut ist die durch ihre kräftige Orange-Farbe von weitem erkennliche und stark abstechende *C. argante*. Zu dieser offenkundigen Minorität gehören auch verschiedene kleinere Schmetterlinge, die schon näher zur Sippschaft unseres bekannten europäischen Kohlweißlings zählen. Es sind Vertreter der Gattung *Eurema*, von denen die Figur unten in der Ecke der ersten Abbildung ein wohlgelungenes Habitusbild gibt (1 c). In diesem speziellen Falle handelt es sich um die zierliche *E. albula*, die häufigste von uns am Capim beobachtete Art. Alle übrigen Catopsilia- und *Eurema*-Arten vermögen aber, wie bemerkt, zusammen wohl kaum 1% an den in Betracht kommenden Pieridenmassen auszumachen.

Beliebte Rastpunkte für die wandernden Scharen bilden längs der waldbigen Ufersäume die Sandbänke, welche sich an der Mündung der kleinen Tributär-gewässer anzusammeln pflegen, sowie auch der eine oder andere Felskopf, welcher sich im Flüßbett über den Wasserspiegel erhebt. Solche Stellen gewähren einen imposanten Anblick durch die Menge der ruhenden Schmetterlinge, die durch die in Ruhestellung sich darbietende grünlich-gelbe Flügelunterseite das Aussehen eines Salatbeetes vortäuschen.

Im großen und ganzen aber überrascht, wie bereits gesagt wurde, eher die fiebhaftie Eile, die die Schmetterlingszüge an den Tag legen. Gerade der Umstand, daß der Zug längs der Flußufer eine bestimmte Ordnung und Disziplin nicht verkennen läßt, mußte unsere Neugier wachrufen bezüglich der treibenden Ursachen, welche an gewissen Lokalitäten eine Auflösung der Regelmäßigkeit hervorzurufen im stande waren. Als wir beobachtet hatten, daß an bestimmten Stellen starke Kolonnen sich vom großen „Gewalthaufen“ löslösten und sich wald-einwärts schlugen, während andere aus derselben Richtung wieder zurückkehrten, um neuerdings in die allgemeine Marschordnung einzutreten, wie die im Kreise eingeschlossene linke Hälfte von Abbildung 1 deutlich veranschaulicht (1 b), galt es den Grund zu diesem jeweiligen Abstecher herauszubringen. Dies gelang uns dann auch in kürzester Frist.

Die seitlichen Abstecher galten allemal einem in den

Uferwaldungen äußerst häufig vertretenen Baum aus der Familie der Leguminosen, Abteilung der Caesalpinoideen, der in der botanischen Wissenschaft den doppelten Namen *Vonapa acaciaefolia* (Beuth.) Baillon und *Maeorolobium acaciaefolium* (Beutham) führt, während er den Eingeborenen unter dem landläufigen Namen „Arapary“ bekannt ist. Dieser Baum, mit dessen Aussehen und Eigentümlichkeiten die Abbildung 2 vertraut zu machen beabsichtigt, stand damals gerade am Rio Capim allenthalben in voller Blüte. Während unsere Bildchen oben links in der Ecke (2 d) einen großen Araparybaum darstellen, der nach einer auf der Insel Marajó aufgenommenen Landschaftsphotographie umgezeichnet wurde, zeigt das Hauptbild (2 e) eine Original-Landschaft von dem am Rio Capim gelegenen See Tracuá-téna, wo wiederum eine Partie von einem nämlichen Baume über den Seespiegel hinausragt. Von dem überhängenden Ast ist das Ende des äußersten Zweiges links unten (2 f) nochmals in stärkerer Vergrößerung und endlich darunter eine einzelne Blüte in noch größerem Maßstab besonders abgebildet worden (2 g). Für diese beiden letzten Figuren erbittet ich mir auf einen Augenblick die Aufmerksamkeit unserer Leser. Die erstere (2 f) lehrt auf den ersten Blick, daß die zart gefiederten Blätter beiderseits läßig herabhängen, während die auf der Firste des gemeinsamen Hauptblatthstiles zeilenweise angeordneten kleinen, weißen Blütenköpfchen durch ihre exponierte Stellung umso eher zur Geltung gelangen können. Die letztern sind zwar äußerst wohlriechend und erfüllen die Luft weit und breit mit ihrem Aroma, aber bei ihrer geringen Größe bedarf es eines besonderen Mittels, um sie den beschwingten Gästen aus der Insektenwelt vorteilhaft präsentabel zu machen. Auf dem vergrößerten Blütendurchschnitt (2 g) der etwas seitlich gehalten ist, ist unter und hinter dem Fruchtknoten ein kleines Grübchen, das Nectarium zu erkennen, wo ein Tropfen köstlichen Saftes den herbeilegenden Gast für seine Findigkeit belohnt.

Höchst wahrscheinlich ist der in der Ufervegetation des Amazonenstromes und seiner Zuflüsse eine hervorragende Rolle spielende Araparybaumes die Futterpflanze für die Raupen verschiedener dieser amazonischen Pieriden und die auf eine offenkundige Aufforderung zum Blütenbesuch hinauslaufende Organisation und Anordnung von Blüten und Blättern dürfte wiederum die Vermutung nahe legen, daß der Baum seinerseits Gegendienste verlangt hinsichtlich Bestäubung und Befruchtung seiner Blüten.

— Die Barettstochter. —

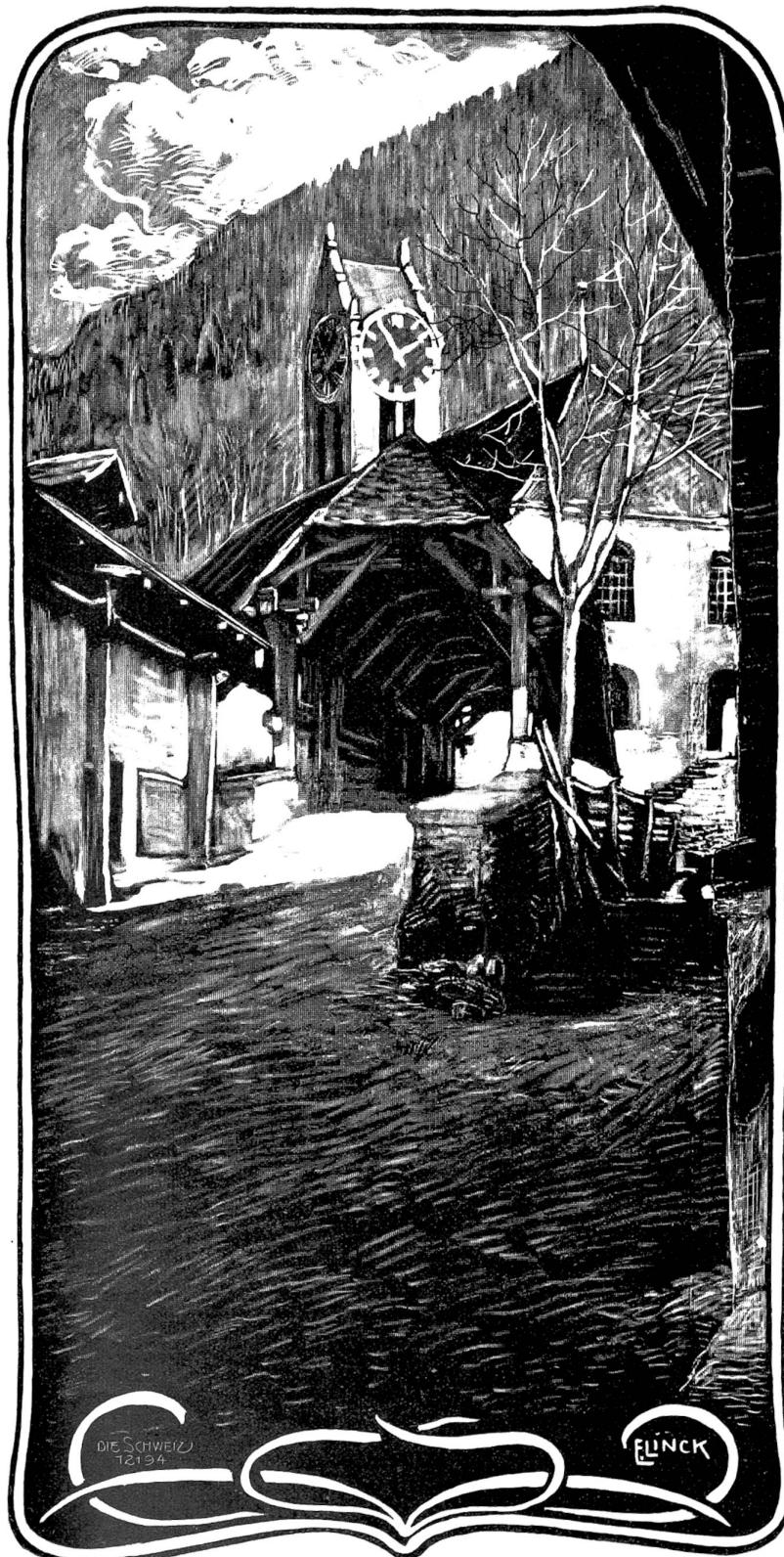
Novelle von Jakob Voßhart, Zürich.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Go wurde Berni zum Liebesboten. Morgen für Morgen zog er Heiders Haussglocke und überreichte Julia die Blumen und manchmal auch einen Brief, in dem Walther niedergeschrieben, was er ihr am Abend vorher hatte sagen wollen und wegen ihrer Kälte nicht vermocht hatte. Sie empfing das Bübchen immer

freundlich, gab ihm jedesmal gute Worte oder einen schmackhaften Bissen, die Sträuße und Briefe jedoch nahm sie ihm mit spitzen Fingern ab und legte sie auf ein Ecktischchen. Wenn er am folgenden Tage wieder kam, waren sie verschwunden. „Wohin bringt sie sie nur? Gewiß schmückt sie ihr Schlafzimmer



Brücke in Gsteig (Berner Oberland). Originalzeichnung von E. Linck.

damit,' dachte das Bübchen. „Sie wird doch die lange und sagte dann: „Ja, du hast recht, die Blumen
schönen Blumen nicht fortwerfen!“

Als Berni eines Tages mit dem Präceptor Wiegsmann, der nun sein Lateinlehrer geworden war, im Walde lustwanderte, kam ihm der Gedanke, dem Fräulein auch einen Strauß zu binden; denn er war ihr von Herzen zugethan, und wenn er sie so ernst sah, und ihre blauen Augen so traurig und ihr Antlitz so bleich im Rahmen des goldigen Haares, so hätte er manchmal weinen mögen.

„Am Morgen drauf sagte er zu ihr: „Der Strauß ist von meinem Junker, und der da von mir; ich habe ihn gestern im Walde gesammelt und an euch gedacht.“

„Du bist ein liebes Bübchen! Welcher von beiden ist von dir? Der?“

„Man kennt ihn leicht, er ist weniger schön, als der andere.“

Zu Bernis Verwunderung und Freude schmückten seine Blumen, als er wieder kam, Julias Tisch, während Walthard's wie gewohnt verschwunden waren. Das ermutigte den Kleinen, öfters eine Blumenspende in seinem Namen zu überreichen, und immer wurde sie wohl aufgenommen und sorglich in einem Glas auf den Tisch gestellt.

Einst als Julia seine Blumen in seiner Gegenwart besser ordnete und er zu ihr sagte: „Ihr solltet auch von den andern dazu stecken, das würde einen schönen Strauß abgeben,“ zuckte sie fast verächtlich mit den Lippen und nun war es ihm auf einmal gewiß, daß sie die Gabe seines guten Herrn verschmähte; das gab ihm einen solchen Stoß, daß er seine Stellung vergaß und rief: „Er pflückt und bindet sie ja auch selber und ist so gut und fragt jedesmal, wie ihr sie aufgenommen habet. Und ich muß immer das gleiche sagen! Ihr seid leid zu ihm!“

Julia betrachtete den Kleinen

sagte dann: „Ja, du hast recht, die Blumen vermögen sich nichts.“

Von da an ehrte sie Walthards Blumen wie Bernis, der aber hütete sich wohl, je wieder eigene zu bringen.

Der Sommer kam und verstrich; statt Frühlingsblumen schickte Walthard die Früchte, wie sie die Sonne zeigte, und immer flehentlicher wurden die Briefe, die sie begleiteten; Julia blieb höflich und kalt. Endlich hielt Waldbhard den Zustand nicht mehr aus. „Ich muß sie zwingen, mit mir zusammenzuleben, dann wird sie mich verstehen und achten lernen, dann muß sich ihr Herz an der Glut des meinigen erwärmen!“ so dachte er und drängte zur Hochzeit und ruhte nicht, bis der Tag für die Feierlichkeit festgesetzt war.

Julia wehrte sich lange und verzweifelt gegen Vater und Bräutigam, endlich erlahmte ihr Widerstand und sie schickte sich in ihr Verhängnis, nur um ein Ende zu machen, wie ein Kranke den Kampf gegen ein tödliches Leiden aufgibt und sich sterben läßt.

Es war ein schlimmer Gang für Julia, jener Gang zum Münster an der Spitze der Hochzeitsgäste, an der Seite des ungeliebten Mannes, in weißem Kleid und mit verdüstterter Seele. Es war an einem unfreundlichen Novembertag und grau lag das Gewölke über der grauen Stadt; die Pflastersteine waren naß, obwohl es nicht regnete, und frostige Windstöße fuhren dann und wann sausend in die engen Gassen herab und schlügen nach den Gesichtern, wie mit feuchten Schwingen.

Walthard war nicht froher zu Mute als seiner Braut, er fühlte, daß entschlossener Trotz an seiner Seite schritt und seine Liebe war nah am Verzagen. That ich wohl daran, sie auch zu diesem letzten Schritte zu zwingen? Hatte mein Vater nicht recht, als er mir zum Verzichten riet?

Und etwas anderes noch lag wie Blei auf seiner Seele: seine Vaterstadt hatte am Abend vorher hohen Besuch erhalten: der General Bonaparte, der nach dem Frieden von Campo-Formio sich nach Nastadt zum Kongress begab, hatte seinen Weg durch die Schweiz genommen, die Waadt durchreitend und Bern berührend. Die Berner sahen seinem Besuche mit Mißtrauen entgegen; um aber die Regeln der Höflichkeit nicht zu verleihen, schickten sie ihm den Berner Bischer, den Oheim des langen Junkers, und andere Ratsherren entgegen; die waren zu ihrem Leidwesen Zeugen des Jubels, den ihr Unterthanenland, die Waadt, dem ‚Freiheitshelden‘ zujauchzte, und auf dem glorreichen Schlachtfelde von Murten mußten sie gar den Spott des Generals über ihre eigenen Milizen hinunterschlucken. Als Bonaparte in der Abenddämmerung in Bern einzog, wurden ihm zu Ehren auf den Schanzen Kanonen gelöst, und eine Deputation und einfürstliches Nachtmahl warteten seiner. Er jedoch ließ den Herren Deputirten einen

gesegneten Appetit wünschen und sie bitten, ihre Schüsseln selber zu leeren; zu seinem Adjutanten aber soll er gesagt haben: „J'ai assez léché l'ours! C'est moi qui le régalerai, et sous peu et à ma manière à moi.“ Bern war entrüstet ob dieser Ohrfeige und niemand fühlte ihren Schimpf tiefer als Walthard, der seit sechs Monaten täglich gegen die Franzosen geeifert hatte.

Wie der Hochzeitszug langsam die Marktstraße hinunter schritt, bog plötzlich ein Trupp Reiter um eine Ecke, voran auf einem Rappen ein paar dunkler, durchdringender Augen, die alles in ihren Bann zogen: die Augen des Siegers von Lodi. Alles andere verschwand hinter der düstern, dämonischen Gestalt, der man zutrauen mußte, auf dem feurigen Hengste über die Häuser und Stadtmauern setzen zu können. „Bonaparte!“ ging es flüsternd von Mund zu Mund den Hochzeitszug entlang; die Augen der jungen Damen, die glücklich waren, einmal einen leibhaftigen Helden zu sehen, leuchteten auf, den Patriziern zuckte es unwillkürlich in der Hand: sie wollte an den Hut fliegen; aber dem überrumpelnden Respekt hinkte die Überlegung nach: „Grüß' ich meinen Todfeind?“

Bonaparte hielt an, um den Brautlauf an sich vorüberschreiten zu lassen und ihn sich anzusehen, etwa, wie er seine Bataillone musterte. Zu seinem Adjutanten gewendet, der auf einem Fuchslein neben ihm, jedoch nicht auf gleicher Linie, hielt, sagte er, und zwar so zwanglos, daß der Berner Bischer jedes Wort vernahm: „Sehen Sie sich das zweite Paar an, die beiden Alten, die sich führen, die Brautväter! der eine blind, der andere marklos! So habe ich die Berner nun erkannt: ein Stein, und der eine strauchelt, ein Windstoß und der andere fällt hin!“

Aber welch herrliches Brautpaar, erwiderte der Adjutant mit einer Stimme, die das Wohlgefallen nicht verhehlte. „Auslese, der Mann wie das Mädchen; es ist ein stolzer Schlag!“

„So könnte freilich das Völklein sein, wenn es einig wäre,“ sagte der General weniger vernehmlich, „schön und stark! Aber sehen Sie sich die beiden schärfer an! Schön und stattlich sind sie, aber einig sind sie nicht: Neberall, wo ich hinblinke Zwiespalt. Ziehn wir weiter . . . Ein paar tausend Mann . . . La poire est mûre.“

Walthard schritt an dem Dämon grußlos, und ihn scharf ins Auge fassend, vorüber. Sein Vater hinter ihm stieß an einen Stein an, richtete sich aber gleich wieder stolz in die Höhe und sagte: „Selig die Blinden“; der alte Heidek dagegen zog den Hut tief und machte einen Buckling, und sein Beispiel befolgten alle, die hinter ihm kamen.

Mißmutig schritt die festliche Schar dem Münster

zu, während die eilenden Rossfuße auf dem Pflaster dahin dröhnten und allmählich verhallten. „Die wenigen ziehn‘, um viele zu rufen,“ sagte sich mancher bekümmerten Herzens.

Einer der Reiter war geblieben und folgte dem Hochzeitszug in geringer Entfernung. Es war der lange Bischöfchen. Der hatte seinen Oheim so lange bestürmt, bis er ihm gestattete, sich der Deputation anzuschließen. So war er in den Augen vieler Leute gewachsen, und man erzählte sich, daß die fremden Offiziere, da er einst im Regiment Chateauvieux gestanden, mit ihm die Bruderschaft erneuert und sich gerne mit ihm unterhalten hätten. Das war freilich wahr, denn sie merkten bald, daß dem unbefsonnenen, eiteln Menschen manches zu entlocken war, was ihnen sonst geheim geblieben wäre. Nun hatten sie sich mit leichter Bewegung der Hand und einem feinen Lächeln von ihm verabschiedet, und er folgte Walthard, um ihn verhöhnt zu sehen. Denn sein Korn war nun reif.

Das Brautpaar lenkte in die Kirchgasse ein. Vom MünsterTurme schleuderten die Glocken ihre wuchtigen Noten auf das versammelte Volk herab. Für Julia waren es Faustschläge, unter denen sie beinahe zusammenbrach. Als dem betäubenden Getönn hörte sie bald nur noch eine Glocke heraus: die höchste und leidenschaftlichste; die bimmelte rasend und unwirsch in das langsame Gedröhne der andern, als wollte sie die Braut mahnen: „Kind, kehr‘ zurück, zurück, zurück!“

Das warnende Geschrei des ehernen Mundes ängstigte Julias Seele und benahm ihr den Atem: sie verlangsamte den Schritt, so daß der alte Heidek ihr mehrmals zuraunte: „Laß dich doch nicht schleppen, mein Kind!“

Auf dem Münsterplatz hatten sich viele müßige Leute angesammelt, die halbe Stadt; denn auf den Anblick einer vornehmen Hochzeit verzichtete das genüßsüchtige, behagliche Volklein nicht leicht. Die Stadtwächter bahnten einen Weg für den nahenden Zug und hatten ihre liebe Not, die aufgedunsenen Schurzfüße der Handwerker und die neugierigen Nasen der Weiber in geziemender Entfernung zu halten. Als sie ihre Arbeit leidlich besorgt hatten und sich den Schweiß wischten, drang einer aus der Menge in den freien Raum vor, an einem Stricke etwas hinter sich herschleppend, das, nach der Bewegung der Leute zu urteilen, viel Raum beanspruchte. Die Wächter eilten herbei, um ihn zurückzuweisen; er aber, ein starker Gerberknecht, ihrer wenig achtend, riß das Ding, das an seinem Stricke hing und sich sträubte, mit kräftigem Ruck aus dem Haufen und versetzte ihm einen derben Tritt, um es dem Brautpaar in die Füße zu jagen; dann

trat er in die Menge zurück und verlor sich. Alles Volk aber brach in ein immer lauter werdendes Ge lächter und Gejohle aus; man reckte die Hälse und schob sich und die Bordern gröhnten den Hintern zu: „Nun ist das rechte Hochzeitspaar gekommen! Juhe! zieht die Mützen!“

Vor Walthard und Julia stand ein ungeheuerer Fleischerhund, an dessen Halsband ein Lamm, das vor Angst zitterte, gebunden war. Dem Hund hatte man mit Schnüren ein Barett auf dem Kopfe befestigt, während das Lamm einen zerrissenen Sack auf dem Rücken trug. Man begriff sogleich, und das niedere Volk, das jederzeit an der Verhöhnung der Vornehmen Wohl gefallen hat, schrie wirr durcheinander: „Barett und Bettelsack! das heiratet sich gut! Wohl bekomm’s, Lämmelein! — Der Bräutigam gefällt mir, er hat doch Zähne! — Und Krallen auch! Wenn er dem Bräutlein nur nicht in die Augen fährt! sie möchten aussinnen! — Es wären nicht die ersten!“

So flogen die bösen Nedensarten nach Walthard und Julia. Des Mannes Blut kochte und das Mädchen hätte in den Boden sinken mögen. Der Hund vor ihnen fletschte die Zähne und suchte einen Ausweg. Vor und neben ihm war alles vermauert, er wendete sich um und strebte auf dem schmalen Gange, der frei geblieben, dem Münster zu, das blökende Lamm nachschleppend, und da ihn das Halsband würgte, die Zunge weit hervorstreckend und mit heiserer Stimme bellend, wie Hunde thun, die am Karren ziehen.

„Er kennt den Weg!“ rief der Haufe, und einer fügte hinzu: „Was gilt’s, er hat schon einmal Hochzeit gehalten!“

„Das heiratet immer einmal recht und ein paar mal unrecht!“

Die Stadtwächter wollten sich der Tiere bemächtigen, aber sie waren ungeübt und wenig zahlreich, die Kräckerel hingegen entschlossen, ihren Spaß auszukosten, und ihr Mütchen an den Patriziern auszulassen. So war es ihnen ein Leichtes, die ohnmächtigen Polizisten zu trennen und zwischen rüstigen Gestalten festzukümmern.

Das Gedränge war von allen Seiten so groß, daß der freie Gang, der zum Münster führte, sich im Nu füllte und der Fleischerhund schlimmer als zuvor in die Enge geriet. Nur vor den Brautleuten hatte die Scheu noch einen kleinen Raum leer gelassen, dem steuerte das Tier wieder zu, um Walthard in die Füße zu laufen. Der Mann, auf’s äußerste gebracht, stieß ihn zornig mit den Stiefeln, so daß er aufheulte und dann ratlos und schüchtern dastand, fassungsloser als das Lamm.

Da rief einer aus dem Haufen: „Gebt Raum! Macht einen Weg zum Münster für die beiden Hochzeitspärchen!“ Man gehorchte lachend; es entstand eine enge

Gasse bis zum Portal, und Pütze und Fußtritte gaben dem Hunde die Richtung an. Nicht wie ein Bräutigam, wie ein geprüster und geschlagener Ehemann schlich das Tier mit seiner Gefährtin dem Münster zu, vom Jubel der Menge begleitet; ihm folgte Walthard und sein Hochzeitsgeleite, das in arge Verwirrung geraten war. Herren und Damen waren ob des unerhörten Auftrittes aufs höchste entrüstet, viele taumelten vor Wut und manches sonst friedsame Fräulein hätte am liebsten mit Händen und Füßen dreingeschlagen.

Julia slossen die Thränen über die Wangen, die Schmach zerriss ihr die Seele. Sie wollte sich von Walthards Arm losmachen und fliehen; er aber hielt sie zurück und so mußte sie ihm folgen, wie das Lamm dem Fleischerhunde folgte.

In der Nähe des Portales stand Walthard still: er hatte mit einem Blick zwei bekannte Gesichter gesehen, Gesichter, nicht einfach lustig wie die andern, sondern voller giftiger Schadenfreude, und nun erriet er alles: der dort auf dem Pferde hatte den Streich ersonnen, und der andere war sein Helfer.

Ein Fuhrmann vom Lande stand in der vordersten Reihe und hielt sich vor Lachen die Lenden. Dem entriß Walthard mit raschem Griffe die Peitsche, erhob sie und schlug den Stock dem Gerber Dietbert über die Stirne, daß das Blut strömte, dann schwang er die Schmitze weit, nach dem langen Bischker ausholend. Er traf nur dessen Pferd über die Nüstern. Es bäumte sich hoch auf und warf den Reiter, der auf einen Angriff nicht gefaßt war, unsanft auf's Pflaster.

Ein Sturm der Entrüstung löste das Freudengeschrei ab. Walthard aber, den Peitschenstock emporhaltend, stand hoch und so zornmütig da, daß keiner ihn anzurühren wagte. Unter seinem Schutze traten die Hochzeitsgäste fluchend und witternd in die Kirche, ihnen voran Julia, die drinnen halb ohnmächtig auf einer Bank zusammenbrach. Hinter seinem blinden Vater, der sich verloren hatte und den nun Berni an der Hand hereinführte, schloß Walthard das Münsterthor zu.

Drinnen wollte die feierliche Stille und Stimmung sich nicht in die Gemüter einken: man stand in Gruppen beisammen, durcheinander redend, und die Arme verwendend, und mancher garstige Fluch gegen das Hundepack wiederholte von den Wänden des heiligen Raumes.

Auf der Kanzel stand scheinbar mit gelassener Miene der Maulwurf; aber seinen zu riesigen Fäusten geballten Händen sah man die Kampflust an. Endlich hatte er seinen Born so wohl bemeistert, daß seine Finger sich lockern und zum Gebete ineinanderschieben konnten.

„Laßt uns beten!“ posaunte er mit mächtiger Stimme

in den Raum hinab, und es ward still unter ihm. Als das „Unser Vater“ verhallt war, hub die Orgel an und wälzte ihre vollen Töne durch die dämmenden Gewölbe hin und zurück, bald weich und süß wie Liebesgeplauder, bald grell und frohlockend wie Freudengejauchze, jetzt leis und gedämpft und träumerisch, wie aus Jugendtagen herüberklingende Erinnerung, jetzt schmetternd und nah und fast greifbar, als gälte es ein Vorspiel zum rauschenden, die Sinne bethörenden Hochzeitsreigen. So schwebte auf tönenden Schwingen die Liebe durch den weiten Raum und ihr Wehen blies selbst in den aufgeregtesten Gemütern ein freundliches Flämmchen unter der Asche hervor.

Nur über eine gewann sie keine Macht. Julia war taub für die Töne der Liebe: Entrüstung und Born, Empörungslust und Schamgefühl füllten ihre Brust und auf ihrer Lippe waren Worte der Selbstanklage. „Warum gab ich nach und ließ ich mich verkaufen! Ja, ich bin das Schaf, das der Fleischerhund mit sich schlepppte. Warum opferte ich mich meinem Vater! Wohl hat er Rechte auf mich, aber habe ich denn keine auf ihn und auf mich selber?“

Und sie vergegenwärtigte sich den Mann, dem sie nun angehören sollte. Er flößte ihr Angst ein, sie wurde das Bild nicht los, wie er mit erhobener Peitsche vor dem Münsterthore stand, groß aber furchtbar, ein zürnender Fuhrmann im Festkleid, geschnückt mit dem Hochzeitsstrauße. So wird sie ihn nun immer sehen. „Nein, ich muß mich retten, noch ist es Zeit! Mögen Haus und Namen in Trümmer gehen, ich bin das beste am ganzen Hause und fleckenloser als der alte Name!“

Hätten die Pfeifen von ihrem hohen Gestelle in das Herz der Braut gesehen, sie hätten die Töne des Jubels und der Wonne in jäher Dissonanz abgebrochen und das Lied angestimmt, das die Franken damals sangen von einer Grenze zur andern und jenseits der Ländesteine auf blutiger fremder Erde, das Lied der Empörung und des Zingrimms, mit dem Aufschrei der mißhandelten Kreatur, mit dem Klirren zersprengter Ketten und dem Triumphgejauchze des Überwinders: Aber sie waren blind für Julias Herzensnot und endigten, das Aufstöhnen der Braut übertönen, in einer brausenden, wogenden Folge von Jubelakkorden, als schlüge ein Meer von Wonne in mächtiger Brandung über der festlichen Versammlung zusammen.

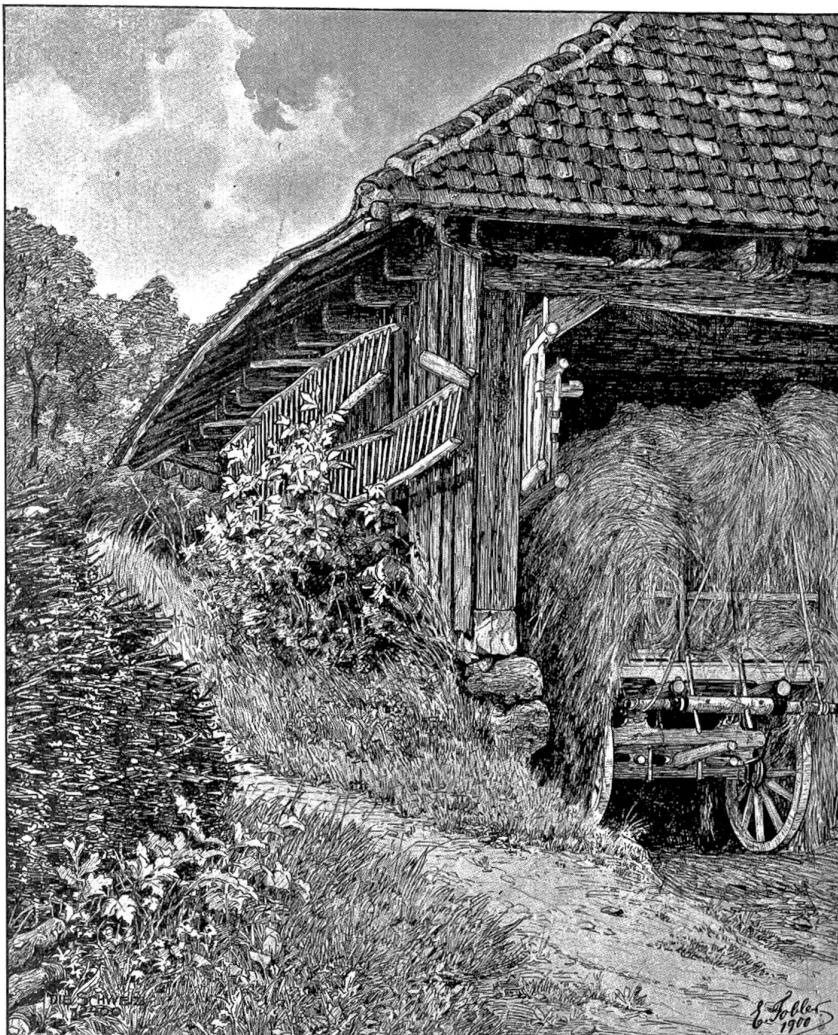
Wie die Töne verhallt waren, erhob sich der Maulwurf auf der Kanzel und hielt eine Ansprache über den Text: „Dieser Tag ist dem Herrn heilig. Nun seid nicht traurig, sondern gehet hinaus und esst das Fette und trinke das Süße und schicket alsdann auch Geschenke denen, die nichts haben.“

Er war ruhig geworden und bot nun seine ganze

Kunst auf, die erregten Gemüter der Feiergemeinde zu beschwichtigen.

Seine Stimme klang stark und melodisch wie ein Choral durch den hohen Raum, die Dissonanzen in den Herzen eine nach der andern auflösend, und als er, den ersten Teil schließend, die Worte wiederholte: „Dieser Tag ist dem Herrn heilig, nun seid nicht traurig!“ war die festliche Stimmung fast in jede Brust eingezogen.

Er streifte hier auf das Pathos ab, da er von weniger erhabenen Dingen, nämlich von den Freuden und Genüssen des Lebens sprechen wollte. Er hob hervor, wie die Brautleute, wenn sie nur wollten, daran keinen Mangel leiden würden; freilich müßten sie, um den vollen Lebensgewinn davonzutragen, redlich zusammenhalten und ein jedes nach des andern Vorteil trachten. Verstünden sie das, so werde ihnen der ganze Inhalt des Textes klar: „Gehet hinaus und esset das Fette



Winkel in Schöfiseldorf (Wehnthal). Originalzeichnung von G. Tobler, Zürich.

und trinket das Süße, — und trinket das Süße!“ Und er verweilte mit Liebe bei dem Wort und seine Zunge wußte in die Rede so viel Schmelz, so viel Wohlgeschmack und Würze und Süßigkeit zu legen, daß man versucht war zu glauben, es gleite eben das zu erwartende köstliche Hochzeitsmahl über sie hin, und sie sehe all ihr Behagen und Schwelgen, ihre ganze Lust und Wonne in Töne und Worte um. Den Gästen lief das Wasser im Munde zusammen; ihre Geschmacks- und Geruchsnerven begannen ein schalkhaftes Spiel, indem sie jedem

seine Lieblingsgerichte und Weine herbeizauberten: dem einen Forellen, dem andern Krebs oder Austern, dem dritten Wachteln oder Schnepfen oder Kapaine, einem vierten Neuhämer, Gemsekeule oder Bärentatzen. Und über die lieben Dinge ergossen sich die köstlichsten Weine, heimische und fremde, aus der Waadt und dem Wallis, vom Rhein und der Mosel, aus Burgund und der Champagne, und sie prickelten auf der Zunge und dufteten fein in die Nase, ein jeder nach seiner Art, erfrischend und anregend wie gute Freunde, von denen jeder seine eigenen Tugenden und Kräfte hat.

Es ging wie eine Enttäuschung durch die Reihen, als der Maulwurf aufhörte von den Genüssen dieser Welt zu reden und zum dritten Teile seiner Ansprache überging: „Schicket also dann auch Geschenke denen, die nichts haben.“ Aber auch diese Worte wußte er erbaulich und ergötzlich zu-

gleich auszulegen. Nachdem er das Hochzeitspaar zu christlicher Nächstenliebe im allgemeinen ermahnt hatte, sprach er mit schmeichelischer Zunge und verführerischen Worten über die Gastfreundschaft, und wie ein schmackhafter Bissen oder ein guter Trunk, den man einem Fremden spende, nicht nur diesem im Munde, ja durch die ganze Seele wohlthue, sondern wie durch ein Wunder auch den Genuss des Spenders erhöhe. „Darum meint nicht, ihr müßt alles selber verzehren und schlucken, was der Herrgott in seiner Güte euch in

die Küche jagt oder in den Keller leitet! Lädet vielmehr andere zu eurem Mahle, auf daß euch ein schmacchafter Braten zu einem vortrefflichen und ein guter Wein zur Auslese werde und Mund und Herz zwiefach ergöze. Aber versteht mich auch recht! Ich will nicht sagen, ihr müßet euch bei solchen Anlässen nicht anstrengen und dürft euren Gästen das gewöhnliche vorsezzen, in der Meinung, es werde ja durch ihre bloße Gegenwart ein süßer Leckerbissen daraus! Weit gefehlt! Besser wird euer Tisch durch die Anwesenheit von Gästen nur für euch, nicht aber für sie! Darum müßt ihr ernstlich darauf bedacht sein, auch sie zu erfreuen, und lieber, wenn ihr allein seid, euch etwas abgehen lassen, als in Gegenwart anderer knausern. Denn wer geben will, gebe reichlich und gut, damit jeder fühle, daß es von Herzen kommt.'

So sprach der Maulwurf und seine Hände schwieben dabei oft wie große leere Schüsseln über der Festversammlung. Mancher Gastfreund lächelte vergnügt vor sich hin bei den trefflichen Worten oder warf einen schelmischen Blick nach der Kanzel und den in der Luft schwebenden Schüsseln; mehr als eine Hausfrau aber sagte sich: „In den nächsten Tagen will ich den Vetter Pfarrer wieder einmal zu Tische laden; es ist wahr, es schmeckt einem doppelt, wenn er mitist, und weise ist das Bibelwort: Esset das Fette und trinket das Süße und schicket alsdann auch Geschenke denen, die nichts haben.“

Der Maulwurf stieg mit heiterem Gesichte von der Kanzel, um die Brautleute zu segnen. Heiter war er, weil er eine halbe Stunde lang in lieben Worten und angenehmen Gedanken hatte schwelgen können und nun mit Genugthuung wahrnahm, daß er die Hochzeitgäste von den unfreundlichen Bildern, die ihnen auf dem Gang zum Münster begegnet waren, abgezogen hatte. „Ich habe ihnen nicht nur gepredigt, wie man Fremde in seinem Hause empfängt und ihnen etwas Liebes erweist, nein, ich habe es auch an einem frommen Beispiel gezeigt,“ dachte er; „häutet sich dieser Tag zu einem Tag der Freuden, so habe ich das zustande gebracht und darf mir die Pfötchen reiben.“

Walthard war schon zum Altar getreten und blickte nach seiner Braut um; in seinem Auge loberte nichts mehr von dem Zorne, der vor dem Münster sein Blut zum Schäumen gebracht hatte; er war bei den Worten des Bettlers Pfarrer fast froher und zuversichtlicher Laune geworden. Julia jedoch bemerkte die Veränderung nicht, sie hatte auch von der Predigt nichts vernommen, die Bilder dieses Herbstmorgens und die Erinnerungen an qualvolle Frühlings- und Sommertage verfolgten sie.

„Geh, Julia, tritt vor!“ flüsterten die in der Nähe

sitzenden Verwandten. Da erhob sie sich endlich und schritt mit unsicherem Füßen zum Altar. „Wenn es nur schon vorbei wäre, damit die Hoffnung, in mir erwürgt, endlich ihr quälendes Werk aufgäbe.“

Die Gäste sahen neugierig zu, wie im Theater, und merkten wohl, daß nicht das bekannte alte Stück gespielt wurde.

Der Pfarrer sprach seine Formeln und stellte die übliche Frage. Walthards „Ja“ klang vernehmlich und klar durch die hohen Gewölbe.

Die feierliche Frage ertönte zum andern Mal. Julia fuhr zusammen. Jetzt war ihr letzter freier Augenblick, die letzte Gelegenheit, sich der Kette, die man ihr um den Leib schlang, zu erwehren. Sie kämpfte mit sich und ihr starker Leib wand sich.

Der Pfarrer, nicht wissend, was er denken sollte, wiederholte seine Frage in eindringlichem Tone; die Zuschauer wurden unruhig, gedämpfte Stimmen erklangen hinter und neben der Braut und sie fühlte, wie aller Augen und vor allen diejenigen ihres Bräutigams erwartungsvoll auf ihr ruhten. Zu ihrer Rechten erklangen fern wie ein Echo aber vernehmlich die Worte: „Freund Heidek, was geht vor? Das wird kein froher Tag!“

Sie erkannte jene Stimme, es war die des alten Galdi. Von geheimnisvoller Macht getrieben, wandte sie das Antlitz nach ihm und ihre Blicke begegneten seinen blinden Augenhöhlen, die seltsam und fragend auf sie gerichtet waren, rot wie verweinte Augen. Sie schauderte zusammen. „Jene Höhlen hat der gebohrt, dem ich nun werden soll!“ Und sie erblickte Walthard wieder, wie er, die Peitsche in der Hand, vor dem Portal gestanden, ein furchtbarer Bräutigam.

„Nein, ich kann, ich will nicht!“ leuchte sie hervor, nur dem Pfarrer und Walthard vernehmlich.

„Was ist das? Was soll das bedeuten, Julia?“ fragte der Bräutigam vor Aufregung bebend. Der Maulwurf aber, der einen unliebsamen Auftritt kommen sah, raunte ihr zu: „Sprich dein „Ja“, Mädchen!“ Dabei blickte er nach dem Organisten, um ihm zu bedeuten, er möchte mit seinem Spiel einsetzen. Der Mann, durch den seltsamen Auftritt von seiner Pflicht abgelenkt, hatte seinen Sitz verlassen; der Pfarrer, dies gewährend, lohte auf und schwang seine Hand mit ausgespreizten Fingern durch die Luft, als wollte er vom Altar aus auf die Tasten hämmern. Der Organist begriff, daß es gelte rasch einzusezen; er eilte auf seinen Sitz und da er das rechte Notenblatt nicht gleich zur Hand hatte, spielte er rasch entschlossen, was ihm am gehorsamsten in den Fingern steckte. Das war das Einhersausen und Krachen und Rasen eines Gewitters, das er mit großer Meisterschaft und täuschender Ahn-

lichkeit aus den Orgelpfeifen zu locken wußte, dermaßen, daß man ihn gemeinlich „s' heilig Donnerwetter“ nannte, und daß, wenn Fremde der Stadt einen Besuch abstatteten, sie selten unterließen, im Münster das Toben des einstürzenden Himmels über sich ergehen zu lassen und die Schauer eines Weltuntergangs zu kosten.

Diesmal setzte sich der Künstler über die Vorbereitungen, die zu einem rechtschaffenen Wetter gehören, hinweg: das unheimliche Rauschen der Blätter, die ängstlichen abgebrochenen Stimmen der Bögel, das ferne Rollen des Donners und das nahe Knistern und Dröhnen der Erntewagen, die ängstlichen Rufe der Menschen und das Knarren der Scheunenthore: all das bewahrte er in den Fingern und setzte gleich mit dem ersten Stoß des Sturmwindes ein, der wie eine Riesenfaust durch die Lüfte fährt, in die himmelaufstrebenden Pappeln greift und sie beugt wie Roggenhalme. Gewaltig sauste es durch das Münster, die aufgeregte Hochzeitsgesellschaft erschreckend, als führe der Herr der Heerscharen selber über den Häuptern dahin. Und dann krachte der erste Donnerschlag herab: die hohen Pfeiler und Gewölbe schienen zu klaffen und dröhnen einzustürzen und die Trümmer rollten übereinander, in erschütterndem Ge- polter. Nun fällt der Regen, erst in schweren Tropfen, die den Sturm zu Boden schlagen und auf Dächern und Steinen mit hartem Tone zerplatszen, dann wie ein angeschwollener, seine Schleusen durchbrechender Bach. Statt der pfeifenden, heulenden, stöhnenden Melodie der Lüfte, die sich an den Dachgiebeln und an den Baumkronen schneiden, erschallt das einförmige und doch mächtige Lied der Wasser, in das der Donner die tiefen Töne schleudert, wie die Pauke im Konzert, und bei dem der zuckende Blitz die Oberstimme führt.

Während das Gewitter in seiner furchtbaren Majestät durch das Münster zog, vollzog der Pfarrer die Trauung.

„Sprich dein ‚Ja‘, Julia!“ schrie er, als der erste Donnerschlag krachte und die menschliche Stimme für die Fernstehenden übertönte.

Julia schüttelt das goldumflochtene Haupt.

„Reich ihm die Hand und sag ‚Ja‘!“ knirschte er wieder und der Schweiß trat ihm auf die Stirne. Sie aber barg ihre Rechte in der eigenen Linken und machte Miene zu entfliehen. Nun konnte der Maulwurf nicht mehr an sich halten, er griff mit seiner Pranke nach ihrer Hand und zwang sie in Walthards Rechte, die ihm halbwegs entgegenkam, und die Finger der beiden Männer schlossen sich wie Eisenringe um ihre Beute. Julia suchte sich loszuwinden, sie empfand Abscheu vor der Hand, in der die ihrige wie in einem Schraubstocke

lag. „Laßt meine Hand aus der seinen! Er hat ja seines Vaters Augen damit ausgebohrt! Will mir denn niemand helfen in dieser Schmach!“ rief sie; aber ihr Ruf verlor sich in dem zweiten Donnerhall, der eben die Gewölbe füllte und zu zersprengen drohte.

Walthards Hand zwar lockerte sich, der Maulwurf aber drückte um so kräftiger zu und Julia meinte, daß Blut ströme ihr unter den Nägeln hervor. Sie fühlte sich ohnmächtig, willenlos, von der brutalen Gewalt übermannt und ließ es nun gehen, wie es gehen möchte. In hastiger Eile segnete der Maulwurf den Bund und winkte einigen Damen, sie möchten der jungen Frau beispringen und sie an ihren Platz zurückführen. Alle Damen umdrängten die Vermählten und bestürmten sie mit Fragen, denn man hatte wohl gesehen, daß am Altar gerungen wurde, aber die Worte hatte man nicht vernommen. Julia gab keine Antwort und ließ sich halb bewußtlos auf eine Bank sinken; auch Walthard, den die Männer bestürmten, war so verwirrt, daß er nicht zu antworten vermochte. Er begriff selber nichts von dem ganzen Auftritt, es war ihm, man habe ihm mit einer Keule aufs Haupt geschlagen.

Während dieser Aufregung und als das Gewitter sich allgemach verzog, erschallte wieder des Pfarrers Stimme, laut wie die eines herrschenden Naturgottes, alles übertönen und selbst einer alten tauben Dame verständlich, die von Gruppe zu Gruppe lief, die hohle Hand ans Ohr legte und in einemfort sagte: „Herr Jeses, Herr Jeses, es ist gewiß ein Unglück passiert!“

„Werte Hochzeitsgäste, leiht mir noch einmal euer Ohr!“ so hob der Maulwurf an. „Es liegt ein Unstern über unserer Feier: ein Bubenstreich hat ihr die Weihe genommen! Der unerhörte Auftritt vor dem Münster hat unserer sonst so verständigen Braut die Bestinnung geraubt, sie weiß nicht mehr, was sie thut und spricht; ist sie einmal wieder ruhig geworden, wird sie sich selbst nicht begreifen und dann mag sich alles in Friede und Freude auflösen. Ihr aber, werte Hochzeitsgäste, bedenkt, daß der heutige Schimpf uns, den Vornehmen, galt. Darum demütigt euch nicht selber noch mehr, indem ihr hingehet und den unbedeutenden Fleck aller Welt zeigt, wie ein Bettler seinen zerrissenen Kittel jedermann vor die Augen hält. Euer Geschwätz wäre eine Ergötzung und Erbauung des gemeinen Volkes, das sich an unserem Mißgeschick nie satt weidet. Redet und handelt vielmehr so, als hätte die Feier einen frohen Gang genommen und wäre auch nicht Ein trübes Tröpflein hineingefallen. Und nun geht in Frieden, der Herr segne euch!“

(Fortsetzung folgt).

